



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

- **Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller / Werner Schneider / Willy Viehöver / Saša Bosančić**
Diskurse untersuchen. 10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch zwischen den Disziplinen
- **Rainer Diaz-Bone / Jennifer Widmer**
Zum Stand der Diskursforschung – Anmerkungen und Befunde zu Institutionalisierung, Problemen und Struktur eines transdisziplinären Feldes
- **Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist / Wolf Schünemann / Willy Viehöver**
Interdisziplinäre Diskursforschung? Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen, Chancen und Sackgassen der Interdisziplinarität
- **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**
Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen, Teil 5: Beschreiben, Verstehen, Erklären

Inhaltsverzeichnis

Reiner Keller / Werner Schneider / Willy Viehöver
Editorial zur Jubiläumsausgabe »5 Jahre Zeitschrift für Diskursforschung« 110

Themenbeiträge

Reiner Keller / Oliver Kühschelm / Marcus Müller / Werner Schneider / Willy Viehöver
Moderation: Saša Bosančić
Diskurse untersuchen. 10 Jahre danach: ein erneutes Gespräch
zwischen den Disziplinen 113

Rainer Diaz-Bone / Jennifer Widmer
Zum Stand der Diskursforschung – Anmerkungen und Befunde zu
Institutionalisierung, Problemen und Struktur eines transdisziplinären Feldes 146

Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist / Wolf Schünemann
Moderation: Willy Viehöver
Interdisziplinäre Diskursforschung? Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen,
Chancen und Sackgassen der Interdisziplinarität 162

*Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider /
Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver*
Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen, Teil 5:
Beschreiben, Verstehen, Erklären 181

Review

Laura Pantzerhielm
Herzog, Benno (2017): Discourse Analysis as Social Critique:
Discursive and Non-Discursive Realities in Critical Research. 204

Michael Bender
Zinn, Jens O. / McDonald, Daniel (2017): Risk in the New York Times (1987–2014)
A corpus based exploration of sociological theories. 210

Spring School »Wissenssoziologische Diskursanalyse« 214

»Die Diskursive Konstruktion von Wirklichkeit IV – Interdisziplinäre
Perspektiven einer wissenssoziologischen Diskursforschung«
Tagung an der Universität Augsburg, 21. und 22. März 2019 215

Ekkehard Felder / Stefan Lindl / Felicitas Macgilchrist /
Wolf Schünemann

Moderation: Willy Viehöver

Interdisziplinäre Diskursforschung?

Eine Gesprächsrunde zu den Erträgen, Chancen und
Sackgassen der Interdisziplinarität

Willy Viehöver

Die zweite Gesprächsrunde des heutigen Symposiums widmet sich dem Thema »Interdisziplinäre Diskursforschung« und versieht den Sachzusammenhang mit einem Fragezeichen. Gegenstand der folgenden Diskussion sollen die Erträge, Chancen aber auch die möglichen Sackgassen der Interdisziplinarität sein. Es bleibt mir, bevor wir mit den Eingangsstatements beginnen, kurz darauf hinzuweisen, dass Inka Bormann (Berlin) leider erkrankt ist und also heute nicht dabei sein kann. Sie lässt sich vielmals entschuldigen.

Ich darf sodann kurz die Diskutanten vorstellen. *Ekkehard Felder* ist seit 2005 Professor für Germanistische Linguistik mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwartsprache an der Universität Heidelberg am Germanistischen Seminar. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen, um hier nur einige zu nennen, Linguistische Diskursanalyse (LDA): Sprache als Indikator für Identität, Mentalität und Authentizität, Varietäten- und Soziolinguistik: systemlinguistische und sozio-pragmatische Sprachanalyse, Politische Sprachanalyse, linguistische Sprachkritik, Rhetorik und Argumentationsanalyse, Fachkommunikation: Recht, Medizin, Wirtschaft und Bio-/Gentechnologie-Debatte (auch unter Vermittlungsaspekten) sowie Semantik und Pragmatik.

Stefan Lindl ist als Historiker seit November 2012 Akademischer Rat auf Lebenszeit an der Universität Augsburg. Er befasst sich u.a. mit den Themen der Authentizitätsforschung / Historische Authentizität, material cultures, environmental humanities, Kunst – Bild – Medientheorien, Architekturgeschichte/-theorie. Seine Habilitationsschrift befasste sich mit den »Architekturen des Authentischen. Methodisch-theoretische Grundlagen und Fallstudien zur Authentisierung des Historischen in Architektur und Denkmalschutz«.

Felicitas Macgilchrist ist Professorin für Medienforschung mit dem Schwerpunkt Bildungsmedien an der Georg-August-Universität-Göttingen und Abteilungsleiterin am Georg-Eckert-Institut – Leibniz Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind u.a. Digitale Bildung: Sozio-politische Implikationen von digitalen Bildungsmedien wie Lernsoftware, Cloud-Lösungen und E-Schulbüchern sowie Medialität und Medienaneignung in der Schule. Sie arbeitet vor allem mit Medien- und Diskurstheorien und Ethnographie.

Wolf Jürgen Schünemann ist Politikwissenschaftler und Professor an der Universität Hildesheim am Institut für Sozialwissenschaften. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen u.a. Diskursforschung, Internationale Beziehungen, Europäische Integration, internationale Regulierung des Internets sowie Cybersicherheit. Seine Juniorprofessur für Politikwissenschaft hat, dies wäre hier in diesem Zusammenhang herauszustellen, den Schwerpunkt Politik und Internet.

Ich möchte Sie an dieser Stelle nicht länger mit Vorbemerkungen aufhalten, sondern Sie bitten mit Ihren Eingangsstatements zu beginnen. Wer macht den ersten Aufschlag?

Wolf Schünemann

Guten Tag auch von meiner Seite. Ich bin Politikwissenschaftler. Meine Disziplin ist also eine kompilatorische Wissenschaft, in dem Sinne, dass sie in der Regel Forschungsmethoden anwendet, die in anderen sozialwissenschaftlichen Kontexten entwickelt worden sind. Insofern sind interdisziplinäre Kooperationen bei der Umsetzung empirischer Forschungsvorhaben für mich sehr naheliegend. Gerade für die von mir angewendeten unterschiedlichen Verfahren der Diskursforschung gilt, dass ich sie mir außerhalb interdisziplinärer Arbeitskontexte kaum vorstellen kann.

Dennoch sind die Fragen, inwieweit interdisziplinäre Forschung vor allem Chancen und Erträge bietet oder auch Probleme bereitet, vielleicht sogar in Sackgassen führen könnte, aus der Perspektive der unterschiedlichen Rollen zu bewerten, die ich – insbesondere als Nachwuchswissenschaftler – in besonderer Weise zu spielen habe, deren Rollexerwartungen ich genügen muss.

Da ist zum einen die Rolle als Forschender. Hier fällt meine Bilanz durchweg positiv aus. Ich habe in der Vergangenheit in verschiedenen Projekten mit SoziologInnen, SprachwissenschaftlerInnen, PsychologInnen, InformatikerInnen, ComputerlinguistInnen zusammengearbeitet und diese verschiedenen Kooperationen im Großen und Ganzen sehr genossen, immer etwas gelernt, nicht zuletzt über den Gegenstand der Untersuchung, so dass die interdisziplinäre Kooperation dem Forschungsinteresse in der Regel also sehr dienlich war. Natürlich gibt es hin und wieder Übersetzungsschwierigkeiten, gerade etwa in der Kooperation mit InformatikerInnen, deren Anwendungs- und Lösungsorientierung den problemorientierten Sozialwissenschaftler hin und wieder befremdet. Es ist dann einfach wichtig, sich auf diese pragmatische Haltung einzulassen, sie eventuell sogar im beiderseitigen Interesse nutzbar zu machen, oder aber – und das gehört aus meiner Sicht auch dazu – die Kooperation zu lassen, wenn es keinen Sinn hat. Dennoch, alles in allem, kann ich aus der persönlichen Erfahrung heraus interdisziplinäre Forschung, insbesondere die interdisziplinäre Diskursforschung, sehr unterstützen. Ich empfinde das breite Netzwerk, das etwa die Zeitschrift für Diskursforschung neben anderen Augsburger Aktivitäten abbildet, in diesem Sinne als große Bereicherung.

Dann ist da zum Zweiten die Rolle als Autor oder Wissenschaftler unter Publikationsdruck. In diesem Zusammenhang stehe ich mit den beteiligten KollegInnen natürlich hin und wieder vor der Herausforderung, wo man die produzierten Ergebnisse und Überlegungen denn am besten unterbringen könnte. Nicht alle Zeitschriften sind interdisziplinär in ähnlicher Weise zugänglich wie die ZfD und haben ein entsprechendes Publikum.

So steht häufig die Sichtbarkeit einer Veröffentlichung in der je eigenen Community mit dem Ziel einer möglichst für alle Beteiligten brauchbaren Option in einer gewissen Spannung. Diese scheint heute angesichts der Proliferation nur entfernt disziplinar ausgerichteter Journals und der vielfältigen Möglichkeiten des Online-Zugangs weniger problematisch.

Nicht zu vergessen natürlich die Rolle als Antragsteller. In dieser Rolle kann man durchaus enttäuscht werden, etwa wenn man auf eine Ausschreibung, die explizit Interdisziplinarität fordert, entsprechend reagiert, dann aber eine Rückmeldung erhält, die erkennen lässt, dass offenbar sehr disziplinäre Standards bei der Bewertung angelegt worden sind. Diese Erfahrung haben vermutlich schon viele von uns gemacht. Sie hängt natürlich mit den durchaus disziplinar ausgebildeten Bewertungsstandards wissenschaftlicher Projektvorhaben zusammen. Hier ist Interdisziplinarität jedenfalls nicht immer von uneingeschränktem Vorteil.

Zuletzt ergibt sich die Notwendigkeit zur Orientierung an der eigenen Disziplin für mich als Nachwuchswissenschaftler natürlich auch mit Blick auf die Karriere in der Wissenschaft, denn viele Stellenausschreibungen haben eine klare disziplinäre Verortung und verlangen gerade in Zeiten einer Hyperspezialisierung auf enge Fachgebiete innerhalb der eigenen Disziplin eher nach Scheuklappen denn nach Weitblick.

Obwohl dem so ist, die interdisziplinäre Forschung also auch Probleme bereiten kann, betrachte ich sie doch keineswegs als Sackgasse. Umgekehrt ergibt eine Diskursforschung gewissermaßen ohne ein offenes Ohr für die anderen Disziplinen aus meiner Sicht keinen Sinn, sondern führt gradewege in die Sackgasse.

Felicitas Macgilchrist

Für mich ist die Diskursforschung ein konstitutiv interdisziplinäres Feld. Wenn wir von gesellschaftlichen Phänomenen oder Problematisierungen ausgehen, dessen Konstitution wir in den Blick nehmen, verknüpfen fast alle diskursanalytischen Studien Elemente aus verschiedenen Disziplinen, z.B. die Linguistik, Soziologie, politische Theorie oder Anthropologie. Drei Aspekte der Interdisziplinarität finde ich besonders wichtig.

Erstens, was ist überhaupt eine »Disziplin«? Wenn es um »Interdisziplinarität« geht, dann müsste erst die Frage der »Disziplinen« – die sich in dem »Inter-« treffen sollen – gestellt werden. Ich persönlich bin nicht sicher, ob ich jemals »disziplinär« (diszipliniert) geforscht habe. Ich studierte Psychologie in Großbritannien: Studierende belegen Seminare in Neuropsychologie, Entwicklungspsychologie, Sozialpsychologie (in Edinburgh war das stark gesprächsanalytisch geprägt). Diese Bereiche haben radikal unterschiedliche Methoden, Methodologien, Validitätskriterien, Epistemologien und vielleicht sogar Ontologien. Wenn wir einzelne Disziplinen betrachten, die als Gesamtes erscheinen, scheinen die Unterschiede innerhalb der Disziplin größer zu sein als die Unterschiede zwischen einer Teildisziplin und weiteren benachbarten Teildisziplinen. Es bedarf viel Abgrenzungs- und Kohärenzarbeit, damit eine Disziplin als Disziplin hervorgebracht wird.

Durch die diskursive Psychologie kam ich zur Diskursanalyse in der Linguistik und in der Bildungsforschung; promovierte in Kulturwissenschaften zu einem Thema der Jour-

nalismusforschung, habilitierte in Erziehungswissenschaft. Wo war der rote Faden? Durch die Diskursforschung, welche die Stränge der Teilaspekte der verschiedenen Disziplinen verknüpft, um bestimmte Forschungsfragen stellen zu können.

Zweitens, bekommen heute nicht gerade die als interdisziplinär markierten Projekte eine besondere Relevanz? Wenn es um eine Problematisierung bzw. Gegenstandskonstitution geht – und nicht nur bei Horizon 2020 –, dann scheint die disziplinäre Verortung weniger zentral zu sein als der theoretische Rahmen, das Thema oder die gesellschaftsrelevante Frage. Als wir *Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch* mit einem Team von über 40 Diskursforschenden aus fast allen relevanten Disziplinen geschrieben haben, waren die Diskussionen beim kollaborativen Schreiben sehr lebendig und dynamisch. Gerade die Vielfalt der Perspektiven war besonders produktiv. Fast keine schlichte (disziplinäre) Definition (von »Diskurs« oder weiteren Begriffen) wurde nicht problematisiert, diskutiert und weiterentwickelt.

Wenn ich mich heute mit der Frage beschäftige, wie die zunehmende Datafizierung unser Leben und vor allem das Schulleben prägt, dann benötige ich Erkenntnisse aus der Bildungsforschung, aber auch aus der Informatik, Software Studies, Critical Data Studies und Kulturtheorie. Ich muss die Algorithmisierung verstehen, machine learning, künstliche Intelligenz, aber auch, wie sich eine Kultur der Digitalität oder eine postdigitale Gesellschaft entfaltet. Die Diskursforschung brauche ich bei diesen Projekten, um die machtanalytische Dimension nicht aus den Augen zu verlieren. Viele Fragen, denen wir heutzutage nachgehen, scheinen durchgehend interdisziplinäre Herangehensweisen zu benötigen.

Drittens, Strukturen, Kulturen oder Praktiken. Ohne zu sehr in nationalen Logiken zu verfallen, frage ich mich, ob eine feste Verankerung und Tradierung der Disziplinen in Deutschland wegen der institutionalisierten (machtdurchdrungenen) Strukturen besonders ausgeprägt ist. Mit dem prekär beschäftigten Mittelbau und den in spezifischen Disziplinen verankerten Lehrstühlen sowie der starken Communities (DGS, DGfE, usw.), in denen natürlich sehr anregende und weiterführende theoriegenerierende Diskussionen stattfinden, wird der Fokus frühzeitig in einer wissenschaftlichen Laufbahn auf eine *Disziplin* statt auf eine *interdisziplinäre Problem- (oder Lösungs-)orientierung* gelegt. Diese materiellen Praktiken wirken territorialisierend statt deterritorialisierend oder grenzüberschreitend. Eine offene Frage für mich ist noch, inwieweit die außeruniversitären Forschungseinrichtungen (wie die Max-Planck-Gesellschaft, die Leibniz-Gemeinschaft usw.) die Disziplinlogik aufbrechen oder zumindest aktuell eine trans-/interdisziplinäre Logik prominenter machen.

Ekkehard Felder

(...)¹ Eine entscheidende Frage ist, welche Akteure welche Diskurswissensformationen dominant setzen, wie sie sich streuen, in welchen Textsorten sie prominent sind. Und von daher scheint mir auch dieser Zuschnitt ein ganz zentraler Punkt zu sein – also zu

1 Da es zu Beginn der Diskussion einige technische Probleme gab, fehlt an dieser Stelle leider eine Passage. Wir bitten die Podiumsgäste sowie die LeserInnen der ZfD vielmals um Entschuldigung.

schauen, wo liegt eigentlich der Wettbewerb in der Deutungshoheit oder in der Durchsetzung von Wissensformationen.

Vielleicht als letztes noch eine Anmerkung zu der ersten Diskussion hier, zu Diskursen: Ich glaube, es gibt einen Aspekt, den wir alle uns schon auch fragen lassen müssen: Es gibt ein relativ neues Phänomen, auf welches wir reagieren müssen, und das ist umschrieben mit den Worten »postfaktisch« oder »alternative Facts«. Und was macht es aus? Es ist eigentlich das Phänomen, dass in diesen Diskursen Leute sich auf ihr Bauchgefühl berufen und sagen: »Ich hab dieses Gefühl – und was da an Rationalität hinzukommt, das interessiert mich nicht. Und ihr alle, die ihr alle ein Bauchgefühl habt: Kommt zu mir«. Und dann sind wir eigentlich am Ende unseres Lateins. Wir als Rationalisten sind völlig überfordert mit einem Bekenntnis zum Gefühl, zum Nicht-Rationalen, und darauf sollten wir als Diskursinteressierte auf alle Fälle reagieren, weil uns plötzlich der Teppich unter dem Boden weggezogen wird. Es geht nicht mehr um Kriterien, Kategorisierung, Begriffsbildung oder dergleichen, sondern jemand beruft sich auf sein Gefühl und findet ganz viele Anhänger und macht das noch zum Programm gegen – sag ich mal zugespitzt – gegen uns, deren Geschäft im Rationalisieren liegt. So viel als Einstieg.

Stefan Lindl

Aus der Perspektive des Historikers an einer Bundesdeutschen Universität sind die interdisziplinären Perspektiven der Diskursforschung nicht besonders ergiebig. Peter Kraus hat in seinem Blick auf die Beiträge der ZfD bemerkt, die Geschichtswissenschaft sei kaum vertreten. Ein bemerkenswerter Befund ist das allemal. Die Geschichtswissenschaft trägt nichts zur Diskursforschung bei oder anders gesagt, die Diskursforschung kann keine Erkenntnisse in der Geschichtswissenschaft bewirken. Wenn das auch nicht für den deutschsprachigen Raum in der Schweiz und in Österreich gilt, so entspricht der Befund von Peter Kraus in gewisser Weise doch dem Zustand der Diskursforschung in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik Deutschland. Sicherlich ist es nicht so, dass eine Generalisierung statthaft wäre: Geschichtswissenschaft betreibe keine Diskursforschung, kann und möchte ich nicht behaupten. Die Bundesdeutsche Geschichtswissenschaft – und sie meine ich, wenn ich von »der Geschichtswissenschaft« hier spreche – hielt sich in ihrer Mehrzahl gerne fern von der Diskursforschung. Diskursforschung und ihr dominantes Zeichen »Michel Foucault« seien zu historisieren, hieß es in einer Veranstaltung, die ich zum 30. Todestag Michel Foucaults organisiert hatte. Foucault sei nicht methodisch anzuwenden, sondern sei längst selbst ein Gegenstand der Geschichtsforschung, der Wissensgeschichte geworden. Seine Diskursanalyse rangiere auf der Ebene der Scholastik – längst vergangen, längst empirisches Material und nicht Empirie. Herr Kühschelm meinte, die Phase der Diskursforschung in der Geschichtswissenschaft sei vorüber. Ich halte dagegen: Die Phase der Diskursforschung hat in der Geschichtswissenschaft noch gar nicht begonnen. Zu verstörend waren die Werke und Erkenntnisse Michel Foucaults, zu dominierend und anerkannt war Hans-Ulrich Wehler in Deutschland, der Michel Foucault verbal ausgrenzte und seinen Ansatz als unwissenschaftlich mit nicht immer lauterem argumentativen und rhetorischen Mitteln abtat. Gerade deswe-

gen ist es sehr erhellend, die Ansätze von Foucault und Wehler auf Gemeinsamkeiten zu untersuchen (Lindl 2002; 2004). Hans-Ulrich Wehlers Einfluss auf sein Fach war und ist zumindest in Bezug auf Foucault nicht zu unterschätzen. Deswegen also meine These: Diskursforschung ist in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft noch überhaupt nicht angekommen, um einen erkenntnistheoretischen Beitrag für die Forschung zu leisten. Natürlich wird auch historische Diskursforschung betrieben, aber dass sie sich zu einem weiten, eigenständigen, sogar florierenden Forschungsfeld aufgetan hätte, ist mir nicht bekannt. Im Hinblick auf Ausschreibungen von Lehrstühlen und Professuren ist dies definitiv nicht gegeben. Es gibt keine Professur für historische Diskursforschung an bundesrepublikanischen Hochschulen. Diskursforschung scheint mir sogar hinderlich zu sein, um berufen zu werden. Auch Projekte historischer Diskursforschung, die durch Drittmittel finanziert werden, sind in der Geschichtswissenschaft deutlich unterrepräsentiert. Historikerinnen oder Historiker ereilt gewöhnlich großes Unbehagen, wenn jemand ein heuristisches Design vorstellt, das explizit mit dem Label Diskursforschung bezeichnet wird. Unter anderer Flagge darf das präsentierte Projekt segeln, aber nicht unter dem Jolly Roger »Diskursforschung«. So findet man Umschreibungen wie »textorientiertes Verfahren« für Diskursforschung. Dieses Unbehagen der Historikerinnen und Historiker hat seinen Ursprung in einem minimalen Unterschied, der in den spezifischen Schwerpunktsetzungen der Geschichtswissenschaft und der Diskursforschung zu finden ist. Peter Kraus schlug in seinem Vortrag vor, man müsse die Geschichtswissenschaft besser einbinden. Ich bin überzeugt davon, dass das in absehbarer Zeit kaum möglich sein wird, weil die grundlegende Annahme der geschichtswissenschaftlichen Weltdeutung keine konstruktivistische ist. Ich spreche hier immer von der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft. In ihr herrscht der Naturalismus vor. Er ist der tragende Grundton, der immer in der Fachtradition mitschwingt. Es gibt immer ein Außen, es gibt immer eine Wirklichkeit, die eben nicht konstruiert ist, die Historikerinnen und Historiker rekonstruieren können. Sie sprechen in der Tat von der Rekonstruktion der Vergangenheit. Das bedeutet, dass es sich zwar um eine Konstruktion handelt, eine Re-Konstruktion, die aber unbedingt ein Zu-Rekonstruierendes benötigt. Dieses Zu-Rekonstruierende ist etwas, das außerhalb des Diskurses steht. Historikerinnen und Historiker rekonstruieren also durch den Diskurs hindurch etwas, das hinter dem Diskurs verborgen liegt, und entdeckt werden muss. Das ist die Forschungsaufgabe der Geschichtswissenschaft. Ihr Forschungsgegenstand ist das Eigentliche, das eigentlich Vergangene, nicht das über das Vergangene Geschriebene.

Mit Foucault gesprochen, suchen Historikerinnen und Historiker den Diskurs als Dokument heim und eben nicht als Monument, das man beschreiben kann oder beschreiben könnte. Die Geschichtswissenschaft will immer hindurch, hindurch durch den Text, zu einer außen naturalistisch konstituierten Wirklichkeit, die ihre Vertreterinnen und Vertreter Vergangenheit nennen. Deswegen ist mit Historikern und Historikerinnen bis auf weiteres Diskursforschung schwer möglich. Von interdisziplinärer Diskursforschung mit der Geschichtswissenschaft kann also gar keine Rede sein. Geschichtswissenschaft und Diskursforschung verstehen sich schlicht und ergreifend aufgrund verschiedener Weltkonstitutionen nicht.

Die heute noch gelehrteten traditionellen Inhalte legen diese Weltkonstitution in jeder Studierendengeneration neu an. Deutlich wird das am empirischen Material, das verwendet wird. Es werden Primär- und Sekundärquellen unterschieden. Sie gehören beide zur Primärliteratur. Geschichtswissenschaftliche Abhandlungen, die diese Quellen empirisch nutzen, werden als Sekundärliteratur bezeichnet. Primärquellen, sind Quellen, die besonders nah an der naturalistischen Vergangenheit sind. Sekundärquellen sind Quellen, die sich auf die primären beziehen und somit weiter von der Vergangenheit entfernt sind. Sekundärliteratur, also die eigentliche historische Forschungsarbeit, hat auf den ersten Blick gar nichts mehr mit der Vergangenheit zu tun. Sie nutzt und schreibt über Primär- und Sekundärquellen. Aber in der Sekundärliteratur entsteht etwas, das über die Primär- und Sekundärquellen hinausweist: Sie rekonstruiert die naturalistische Vergangenheit, weil die Kenntnis von Quellen einen besseren Blick zulässt, als dies Zeitgenossen, welche die Primärquellen produziert haben, möglich war. Historische Diskursforschung muss diese traditionelle Hierarchisierung der Textsorten in ihrer relationalen Ausrichtung auf eine naturalistisch gedachte Vergangenheit aufgeben. Primärquellen, Sekundärquellen und Sekundärliteratur ergäben dann einen konstituierenden Diskurs eines historischen Ereignisses. Das wäre meines Erachtens die Lösung, so betreibe ich historische Diskursforschung selbst. Die sprachliche Konstitution eines historischen Ereignisses formiert sich in und durch alle Texte, die in einer inhaltlichen Relation zueinander stehen. Ich sehe aufgrund der Fachtradition der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft zeitlich absehbar kaum Gelegenheiten, mit ihr interdisziplinäre Diskursforschung zu betreiben. Die Geschichtswissenschaft müsste sich erst einmal heuristisch und erkenntnistheoretisch positionieren. Das hat sie im Prinzip seit Johann Gustav Droysen, der preußische Geschichtstheoretiker des 19. Jahrhunderts, nicht mehr grundlegend in Angriff genommen. Es war und ist eine theorieferne Wissenschaft, die vor allem in Narrativen forscht und lehrt. Historikerinnen und Historiker konstituieren und rekonstruieren einsam Vergangenheit in ihren Köpfen. Es ist die Imagination einer Quasi-Materialität.

Doch abgesehen von dieser pessimistischen Analyse sehe ich auch Chancen. Sie liegen in der Erschließung neuer empirischer Grundlagen. Irgendwann wird das, was auf öffentlichen digitalen Medien wie Twitter veröffentlicht wird, Datengrundlage für eine andere Geschichtsschreibung sein. Die agierenden Individuen verschwinden dort hinter Text, sie lassen sich nicht greifen, nur ihre Texte wirken – und wie sie wirken zeigen die Ereignisse wie die Wahl oder die Politik Donald Trumps oder die rassistischen und fremdenfeindlichen Texte, die einen neuen ungekannten Rechtsextremismus konstituieren. Es wird gerade ein noch nicht gekanntes Quellenkorpus produziert, das zukünftig auch für eine neue Geschichtswissenschaft interessant sein wird (Lindl 2015). Gerade weil in diesem Korpus die agierenden Menschen fehlen, alles nur Text ist, wird sich die Geschichtswissenschaft einen Theorie- und Methodenraum öffnen müssen, dem sie sich bislang verweigert. Was sollte dieser Raum anderes liefern als Diskursforschung? Nicht mehr die Frage »Was war?« wird für die Geschichtswissenschaft von Interesse sein, sondern die Frage »Wie wurde gedacht, was war?«. Mit diesem Schritt vollzöge sich der Eintritt in die Diskursforschung. Das empirische Material machte sie wohl zu einer Notwen-

digkeit. Bislang aber gehen wir Historikerinnen und Historiker in Archive und das tun wir mit Masken, Gasmasken, weil Keime und Sporen manchmal gesundheitsgefährdend sind. Die Materialität der authentischen Quelle, Urkunde oder Akt, spielt immer eine Rolle. Mit den Gasmasken übertreibe ich, aber im Internet sind sie nicht notwendig. Dieses neu entstehende Quellenkorpus braucht keine Regalmeter, verbreitet keine gefährlichen Sporen, aber es benötigt Server und Methoden der Signifikantenquantifizierung und -analyse. Die Geschichtswissenschaft wird unter anderem mit künstlicher Intelligenz an dieses Big Data-Korpus herantreten. Es wird dabei um die gesellschaftliche Konstitution von Tatsachen gehen und nicht mehr um die Tatsache hinter der gesellschaftlichen Konstitution. Interdisziplinarität wird in einer ganz anderen Form möglich. Aber nicht nur das Internet und seine Publikationsformen wird dazu führen. Auch wird eine neue Ideen- und Wissensgeschichte möglich werden, wenn die bereits digitalisierten Bücherschätze der Jahrhunderte vollständig in Textformaten vorliegen. Auch dann wird sich eine neu historische Forschung daran versuchen, die sich gleichfalls nicht der Diskursforschung entziehen kann.

Eine weitere wichtige Herausforderung sehe ich in der Materialität. Wir stehen vor großen Zukunftsaufgaben und die liegen vor allem in der Verteilung von Ressourcen. Ressourcen möchte ich hier im weitesten Sinn verstanden wissen. Sie können aus kultureller Produktion stammen, Bestandteile der Luft oder Bodenschätze sein. Aber wie gehen wir mit Materie um, die wir doch immer versprachlichen müssen, um sie zu beforschen. Es gibt natürlich Konzepte, die dieses Problem lösen. Ich möchte nur auf Jacques Derrida hinweisen, der die Materie als Teil unseres Zeichensystems verstand und im Spiel der Signifikanten einen Zugang zur Materie konstituierte. Das bedeutet, dass die Materie verwoben ist mit dem Diskurs. Es gibt keine besonderen hierarchischen Unterschiede. Materie existiert erst, wenn sie Teil eines Diskurses ist und wird wiederum durch den Diskurs materiell gestaltet, materiell transformiert, materiell produziert. Es geht im Umgang mit Materie immer um Produktion. Das heißt, der Diskurs erzeugt Aufmerksamkeit, damit Materie überhaupt erkannt werden kann, schreibt ihr etwas durch Sprechakte zu, aber der Diskurs produziert auch materiell Materie. Wir führen beispielsweise einen Architekturdiskurs über ein öffentliches Gebäude und dann kommt aus diesem Diskurs doch tatsächlich irgendwann auch ein Bauwerk in der materiellen Welt heraus. Wir müssen entscheiden, wie das Bauwerk aussehen soll, wir müssen es verteidigen, wie es geplant ist. Produktion benötigt Entscheidungen, das macht die Politik. Jede Entscheidung für einen Umgang mit Materie muss gerechtfertigt werden. Die Produktion ist also der Dreh- und Angelpunkt, an dem der Diskurs und sein materielles Außerhalb manifest werden. Die Produktion, also der gesamte Umgang mit Materie zum Zweck ihrer Gestaltung, benötigt immer Rechtfertigung (Lindl 2017). Wie diese Rechtfertigungen sich konstituieren, welche Simulationen von Zukünften dafür notwendig sind, würde ein interdisziplinäres Feld der Diskursforschung eröffnen können. Materieforschung könnte unter dem Aspekt der Rechtfertigungsordnungen historisch, soziologisch, geographisch etc. geführt werden. Auch hier könnte eine historische Diskursforschung dienlich Beiträge liefern. Aber auch hier gilt: Die Geschichtswissenschaft, die hier reüssieren möchte, muss ihren naturalistischen Blick auf die Welt aufgeben.

Willy Viehöver

Na gut, ich würde vielleicht noch mal kurz rekapitulieren, vielleicht können Sie danach nochmal dazu kommentieren. Was mir so aufgefallen ist, dass jetzt zwei oder drei unterschiedliche Perspektiven in Bezug auf Interdisziplinarität benannt worden sind. Herr Schünemann hat eigentlich so begonnen, dass er gesagt hat, wer als Politikwissenschaftler Interesse an Diskursforschung hat, für den ist es im Grunde eine fachspezifische Notwendigkeit, über die Grenzen des Fachs hinauszugehen. Herr Felder hat das indirekt dann noch mal spezifiziert, indem er sagte, das Unternehmen Interdisziplinarität ist auf der einen Seite inspirierend, aber andererseits eben auch frustrierend. Und ich habe Sie so verstanden, dass Sie sagen, das kann nur dann gelingen, wenn es... ja, es setzt eigentlich notwendig ein eigenes Interesse voraus und halt eben vielleicht dann ein Manko an Wissen, das mich dazu zwingt, mit anderen zu kooperieren. Es kann dann gelingen oder eben auch nicht.

Eine ganz andere Perspektive hatte ich bei Ihren Statements, Frau Macgilchrist, so verstanden, dass Sie gesagt haben, das Problem mit der Interdisziplinarität hat sich für Sie eben aus der eigenen Erfahrung gar nicht so sehr gestellt. Die Frage ist: Was ist das eigentlich? Ist das nicht von Haus aus dann schon eine transdisziplinäre Forschung, weil die Fachgrenzen durch Ihre akademische Sozialisation in Großbritannien dann gar nicht die Möglichkeit gegeben hat, unidisziplinär zu denken, sondern es war dann von Anfang an so, dass Sie im Grunde in mehreren Disziplinen zuhause waren oder eben die Disziplin so schillernd gewesen ist, dass sich das Problem nicht wirklich stellte. Das war dann die Erfahrung eher in Deutschland gewesen.

Die dritte Perspektive, bin ich mir jetzt nicht ganz sicher, weil es dann eine widersprüchliche Diagnose diesbezüglich gegeben hat, was die Geschichtswissenschaften anbetrifft. Da stelle sich einerseits die Frage, ob die Sachlage da so ist, dass die Diskursforschung oder die Foucaultsche Perspektive, die ja historisierende Perspektiven vorschlagen, ob sie inzwischen schon ad acta gelegt werden. Oder, sie wie Sie es andererseits dargestellt haben, die Diskursperspektive eigentlich noch gar nicht angekommen ist, oder? So klang es in gewissem Maße. Vielleicht machen wir noch mal eine Runde. Oder, wenn es direkt schon Fragen aus dem Publikum gibt, können wir die Runde auch eröffnen, mit der Frage, wie Sie das wahrgenommen haben.

Rainer Diaz-Bone

Also ich würde gerne anschließen an den Impuls, den Felicitas Macgilchrist gegeben hat, weil sie diese Disziplinen infrage stellt und sie an Gegenständen und Beschäftigungen, das eigentlich öffnet, das Disziplinenkonzept. Und ich finde eigentlich noch weitergehend, dass die Thematik der Interdisziplinarität eigentlich falsch ist. Die ist deshalb falsch, weil wir uns eigentlich täuschen, wenn wir von Disziplinen ausgehen und danach fragen, wie die miteinander kooperieren können. Und sie ist insbesondere deshalb dann auch im Feld der Diskursforschung falsch, weil man sich dann die Frage stellen muss, was ist das »epistemologische Unterfutter« dafür, dass es überhaupt nicht nur die Disziplinen gibt, sondern auch diese disziplinenübergreifenden Kooperationen. Es gibt ein Vorher, das bereits vorher da ist – ich will jetzt nicht von Epistemen sprechen. Aber es gibt völlig

klar im Feld der Diskursforschung die Megaparadigmen Strukturalismus und Pragmatismus, die es mir möglich machen, auch mit Kulturwissenschaftlern Diskursforschung zu machen. Ich hätte natürlich viele Gegenstandsprobleme, weil die andere Gegenstände haben, aber die Gegenstände sind nicht das, was die Kooperationsmöglichkeit ausmacht. Sondern es ist diese paradigmatische Tiefenstruktur, so dass man strukturalistische, pragmatistische Denkweisen als wissenschaftliche Großkulturen hat. Und das ist mit diesen beiden Großparadigmen im Grunde am Ende auch die Ablösung von der Philosophie gewesen seit Mitte des 20. Jahrhunderts. Selbst wenn Kant und Hume sozusagen die »Urväter« sind, ist es nun aber nicht mehr die Philosophie, die die »Urmutter« und die die große Plattform ist, sondern es sind schon sozialwissenschaftliche Ablösungen und das, würde ich sagen, geht dem eigentlich vor. Deswegen kann ich mit Sprachwissenschaftlern, auch Politikwissenschaftlern reden. Mir scheint, dass ist einfach eine falsche Perspektive, bei Disziplinen zu starten, zu fragen nach, »was geht danach?«. Insofern glaube ich, dass in der Diskursforschung virulent ist, dass man sich mit diesen beiden Strömungen beschäftigen muss und es ist nicht zufällig, dass man mit Strukturalismus und Poststrukturalismus sieht, was in Frankreich damals an Transdisziplinarität noch möglich war. Man sieht das auch daran, wie in Frankreich Forschung gemacht wird; die Forschenden kooperieren in Laboratoires, was man überhaupt in Deutschland nicht versteht. An verschiedenen Instituten sind Forschende aus ganz verschiedenen Disziplinen in einem Laboratoire integriert – und der Staat fördert eben das.

Ekkehard Felder

Darf man da direkt darauf antworten? Aber Strukturalismus und Pragmatismus als zwei Riesen-Paradigmen sind ja so abstrakte Einheiten, die eigentlich nicht erklärungs-mächtig genug sind. Die werden ja immer auf bestimmte Wissensformationen angewendet und erhalten dadurch eine spezifische Ausformung. Das ist der erste Widerspruch. Und der zweite ist die Frage: Wie findet hier die Sozialisation, die Wissenschaftssozialisation statt? Die findet in Fächern statt. Das kann man natürlich als falsch bezeichnen, aber das ist ja erst mal ein ganz starkes Faktum, was man grundlegend berücksichtigen muss. Und von dieser Plattform ausgehend kann man natürlich weiterdenken, aber das kann man nicht von jetzt auf gleich auflösen. Aber das erste scheint mir das wichtigere Argument zu sein. Ihre zu abstrakten Paradigmen sind ohne die spezifischen Wissensgegenstände, die wir gegenwärtig Disziplinen nennen, nicht denkbar.

Felicitas Macgilchrist

Zwei Kommentare dazu. Erstens stimme ich absolut einer Unterscheidung zwischen einer »einfachen«, interdisziplinären Arbeit, d.h. wenn man innerepistemologisch oder innerontologisch arbeitet, und einer »schwierigen« Interdisziplinarität, wenn man interepistemologisch oder interontologisch arbeitet, zu. Aber das zweite Argument, dass wir »in Fächern sozialisiert« werden, weckt die Frage, wo in Fächern sozialisiert wird? In Deutschland wird vor allem in Fächern sozialisiert, obwohl es zunehmend hier auch interdisziplinäre Studiengänge gibt, wie Europastudien oder Kulturwissenschaften. Aber ist es weltweit genauso ausgeprägt? In Großbritannien wird weniger in Fächern soziali-

siert, da es auch vielfältige interdisziplinär ausgerichtete Studiengänge gibt, die eine problemorientierte Fokussierung sozialisieren. Das gilt nicht für alle Studiengänge und nicht für alle Bereiche, aber häufiger als es in Deutschland der Fall ist.

Reiner Keller

Angelika Pofert von der TU Dortmund und ich selbst hatten vor einigen Jahren ein Forschungsprojekt zur qualitativen Sozialforschung in Deutschland und Frankreich. Viele, die in Frankreich in sogenannten »Laboratoires« arbeiten, haben uns erzählt, dass sie sich einmal im Jahr treffen; ansonsten haben sie halt einen gemeinsamen Briefkasten, das Arbeiten dort ist häufig ein höchst individualisiertes Performen. Mit der Ausnahme ganz weniger, die stärker integriert sind durch eine Disziplin, durch einen Meisterdenker, durch Pierre Bourdieu zum Beispiel. Dann gehen die da tatsächlich hin und arbeiten zusammen. Die anderen nutzen das als ein Etikett, als eine Postadresse. Also ich wäre da nicht so zuversichtlich, vielleicht ist da auch eine Verzerrung bei uns in der Soziologie gewesen. Ich wollte – so verstehe ich Ekkehard Felder – auch ein starkes Plädoyer für die Disziplinen halten an diesem Punkt. Also wenn wir über Interdisziplinarität sprechen, und darüber, wer was von wo einbringen könnte, dann kann man darüber nur dann reden, wenn wir die Disziplinen als starke Einheiten im Hintergrund haben. Sonst haben wir nämlich Studies hier und Studies da, die vor sich hin untersuchen, irgendetwas machen, die keine Theorien entwickeln, weil sie ganz unterschiedlich sind; die keine Methodendiskussionen führen können, weil die Disability Studies nicht mit den Family Studies reden können, und so weiter. Also ich glaube, Disziplinen sind ganz wichtig und das ist vielleicht – also die haben viele Pathologien, die will ich deswegen nicht schönreden, aber ich denke für die Diskursforschung ist gerade das Interesse des Austauschs in der unterschiedlichen disziplinären Verortung begründet. Es wurde vorhin auf das Wissenschaftszentrum Umwelt verwiesen, wo wir tagen, wir haben auch den Empfang draußen gleich. Das ist ja genau der Versuch, Möglichkeiten zum interdisziplinären Gespräch zu schaffen. Aber das ist doch nur deswegen fruchtbar, weil wir unterschiedliche Hintergründe haben. Wo haben wir die her? Weil wir über Disziplinen sozialisiert sind, wir haben das und das und das studiert, aber nicht jenes. Wo kommt das denn her? Also dieses das und das und das? Und ich finde das wichtig. Das heißt nicht – ich würde Rainer Diaz-Bone da in vielem zustimmen – zu sagen, da gäbe es nichts Verbindendes. Natürlich gibt es Großparadigmen oder Großtheorien oder Geistesentwicklungen, die finden sich an unterschiedlichen Stellen. Ich kann mit vielen Kolleginnen und Kollegen aus der Kulturwissenschaft viel besser reden als mit den Kollegen, die Modellsimulationen in der Soziologie machen, und die verstehen sich besser mit denen, die Modellsimulationen woanders machen. Das ist davon unbenommen, dass es immer diese Kontaktpunkte gibt. Dennoch habe ich den Eindruck, und das ist vielleicht auch manchmal ein Unbehagen mit der Fächerkultur im angloamerikanischen Raum, weil man eigentlich nicht weiß, was haben die jemals gelesen... Da ist jemand, der ist Soziologe oder die ist Soziologin, und man denkt, die haben eigentlich nie Weber gelesen, ja? Worüber reden wir eigentlich? Wieso stehen die Texte in *Theory, Culture & Society* (Anmerkung: Englischsprachiges kultur- und sozialtheoretisch orientiertes Journal) in dieser Form, oder im *British*

Journal for Sociology, wie ist der Denkraum? Das ist sehr stimulierend, interessant, es hat viele positive Aspekte, aber das hat auch diesen Aspekt der ewigen Wiedererfindung des Gleichen, weil es nicht eine Kanonisierung, eine Tradition gibt, die weitergegeben werden kann. Deswegen – ich will das gar nicht gegeneinander ausspielen – aber ich finde, man braucht starke, bewusste Disziplinen, nicht um Claims abzustecken, sondern um gewissermaßen eine Kompetenzschulung zu haben. Einen guten Schullehrer, der sich in Geschichte wirklich auskennt und nicht was Diffuses studiert hat und dann am Ende sagt, ja hier ist ein Schulbuch, da gucken wir mal rein und dann google ich mal schnell vorher oder gucke, was Wikipedia schreibt. Dann denke ich ist das, was – und das wollte ich auch nochmal betonen – diese Idee, diese Begegnungsräume, so wie bei »Sprache und Wissen« in Heidelberg, was Ekkehard Felder mit seinen Kolleginnen und Kollegen schon seit vielen Jahren organisiert, da ist erst mal nur dieser Kontakt und der Austausch. Aber es ist nicht die Idee, jetzt gibt es hier Geld und da muss ein gemeinsamer Förderantrag entwickelt werden und dann muss am Ende ein interdisziplinärer Antragsprozess stehen. Das ist gewissermaßen wie aufoktroziert, das funktioniert glaub ich aus verschiedenen Gründen nicht, sondern durch eigenes Forschungsinteresse und dann findet man die Punkte, wo man sich begegnet. So habe ich Wolf Schünemann verstanden, mit den Informatikern an dem Punkt, wo es ein Interesse gibt. So habe ich Frau Macgilchrist auch verstanden: was die Praxis angeht, da wo es ein Interesse gibt, bspw. über Informatik zu sprechen, da muss man in diesen Kontakt gehen. Das finde ich sehr wichtig. Aber für mich setzt sich..., ich kann mir das nicht ohne Disziplinen denken. Ich wüsste nicht, wie das in 20 Jahren funktionieren soll, wenn sich die Disziplinen auflösen an so einem Punkt. Oder vielleicht funktioniert das in den USA so, aber die American Sociological Association dort ist eine ganz klare disziplinäre Gesellschaft, ja? Und die, die sich dort dazwischen treffen, also transdisziplinäre Studies machen, die – ich weiß nicht – also die tun sich schwer, dort sichtbar zu wirken.

Alexander Ziem

Auch ich möchte gerne kurz auf den Begriff der Disziplin eingehen und auf das daraus resultierende Problem der Interdisziplinarität sowie die Frage, was wir darunter überhaupt verstehen. Ich würde dir, Reiner, völlig zustimmen, ich glaube, das Problem fängt da an, wo man die Disziplin selbst nicht historisiert. In der Disziplin findet die methodische und methodologische Ausbildung statt, diese orientiert sich meistens am Gegenstand. Wenn sich eine Disziplin neu formiert, ist dies oft ein Reflex darauf, dass sich ein neuer Gegenstand herausbildet bzw. herausgebildet hat; dann findet in dieser noch nicht als Disziplin wahrgenommenen Einheit gewissermaßen eine Kanonisierung statt, die letztlich dazu beiträgt, dass mit einem gewissen Abstand eine neue Disziplin entsteht und als solche wahrgenommen wird.

Ich glaube nicht, dass der Kontrast so groß wird, wie du ihn gerade versucht hast zu machen, Felicitas. Man nehme als Beispiel die *Cognitive Sciences* in den USA. Gebildet hat sich diese neue Disziplin aus dem Zusammenschluss von verschiedenen wissenschaftlichen Fachrichtungen, die auf den ersten Blick aufgrund ihres jeweils eigenen disziplinären Verständnisses weit voneinander entfernt zu sein scheinen, so zum Beispiel

die Sprachwissenschaft, die Neurowissenschaft und Psychologie. Wie konnten diese zusammenfinden und eine neue Einheit bilden? Die Antwort lautet: Weil sich ein neuer Gegenstandsbereich formiert hat, den zu erforschen neue Erfordernisse mit sich bringt. Es gab das Bedürfnis nach einer Triangulierung von verschiedenen Blickweisen, die den neuen Erfordernissen gerecht werden kann. Diejenigen, die vorher ihrem Selbstverständnis nach Linguisten waren, haben schon vor der Entstehung der *Cognitive Sciences* mit kognitionswissenschaftlichen Methoden gearbeitet, und diejenigen, die vorher Psychologen waren, haben ebenso vorher schon mit Sprachdaten gearbeitet. Aber erst innerhalb der neu entstandenen Disziplin fand eine gemeinsame Methodologisierung statt, dergestalt, dass Vertreter der verschiedenen Disziplinen in ein gemeinsames Korsett gezwängt wurden, das das jeweilige Selbstverständnis der verschiedenen Fachbereiche innerhalb der neuen Disziplin »normalisiert«, also miteinander »kompatibel« gemacht hat. Wenn man diesen Prozess in seiner historischen Genese betrachtet, ist man versucht, eine Disziplin immer als einen Reflex auf eine neue Gegenstandsbestimmung zu betrachten. Interdisziplinarität ist somit streng genommen ein Ding der Unmöglichkeit, weil diese per definitionem standortungebunden ist. Ich glaube, worüber wir bislang hauptsächlich gesprochen haben, ist *Transdisziplinarität*, also das wissenschaftliche Bemühen, von einer Disziplin im gerade historisch verstandenen Sinne mit Leuten aus anderen Disziplinen zusammenzuarbeiten, und zwar in dem von dir, Ekkehard, dargestellten Sinne unter Wahrung der eigenen Fachinteressen, die dann freilich mit anderen Interessen abgeglichen werden müssen. Ich glaube, dass demgegenüber Interdisziplinarität streng genommen standortungebunden ist, also gleichsam über den Disziplinen steht. Deshalb ist Interdisziplinarität immer ein Wagnis; aus der Sicht einer Fachdisziplin kann sie gar zur Bedrohung werden. Ich weiß nicht, ob Interdisziplinarität von allen Beiträgern so verstanden wurde, aber zumindest dann, wenn man Transdisziplinarität und Interdisziplinarität einander gegenüberstellt, halte ich Interdisziplinarität in dem skizzierten radikalen Sinne für ein schwieriges Konzept, weil es sich von dem gemeinsamen Gegenstandsbereich, den die Disziplin ausmacht, loskoppeln müsste.

Willy Viehöver

Es sind noch zwei Meldungen, aber ich dachte, dass ich Sie vielleicht erst einmal reagieren lassen.

Felicitas Macgilchrist

Danke, ich würde mit zwei Argumenten reagieren wollen. Zum einen: Wenn man über Großbritannien oder die USA spricht, ist es immer auch sehr wichtig, die extreme Leistungsorientierung und »REF« [Research Excellence Framework] und so weiter im Blick zu behalten und nicht unkritisch zu betrachten. Das sind hochproblematische hochschulpolitische Entwicklungen. Aber »Denkraum« in der Theoriebildung ist, finde ich, ein wunderbarer Begriff, um die Unterschiede zu fassen. Manche Denkräume sind disziplinär oder subdisziplinär, manche Denkräume sind transdisziplinär, manche sind interdisziplinär; so im Sinne einer klassischen »imagined Community«. Wie bei einer Nation ist es manchmal auch hilfreich, dass die Disziplin eine »imagined Community« ist, und

manchmal problematisch. Beispielsweise habe ich vor vier, fünf Wochen einen spannenden Vortrag von einem sehr etablierten Soziologen gehört, der sich mit Materialität auseinandersetzte. Er hat vertieftes Wissen über den soziologischen Kanon eingebracht (Elias, Weber, Parsons, Luhmann, Giddens, Bourdieu, alle vorhanden). Sein Plädoyer für eine neue Theorie der Materialität zog allerdings die Arbeiten von Haraway, Bennett oder Barad gar nicht mit ein. Der Blick zu dem soziologischen Kanon und der Tradition hat gerade zu dem Problem geführt, dass Reiner Keller als Resultat der fehlenden Kanonisierung beschrieben hat: Die »ewige Wiedererfindung der Gleichen«. Man braucht die anderen Disziplinen, die an ähnlichen Thematiken arbeiten, auch wenn man mit deren Ansatz nicht einverstanden ist.

Reiner Keller

Ja genau, man braucht die Anderen. Also da will ich nur ganz kurz... ich weiß nicht, wen Sie da gehört haben, aber natürlich werden Donna Haraway oder Karen Barad in anderen soziologischen Zusammenhängen schon lange rezipiert, unterschiedlich lange und gerade – ich selber habe darüber geschrieben und setz mich damit auseinander und zwar gerade deswegen, weil ich den Lösungen nicht folge, die dort für die aufgeworfenen Probleme angeboten werden. Ich nehme das als Anregung, aber versuche im Grunde innerhalb meiner Disziplin zu sagen, wie kann ich eigentlich mit diesen Problemen da umgehen? Und was heißt es für die Disziplin? Und nicht einfach zu sagen was häufig passiert, gerade in der feministischen Diskussion, ich nehme ein Konzept von Karen Barad, nehme das rüber und macht jetzt irgendeine Forschung, nenne das Diffraktion, und keiner weiß, was eigentlich damit passiert, ja? Also, um zu sagen, was wäre denn die Übersetzungsleistung? Wie schliesse ich das an an das, was in der Disziplin dazu auch schon gearbeitet ist vielleicht, nur ohne den Begriff? Und dafür braucht man dieses Andere. Ich finde diesen Blick wichtig auf dieses Andere und die Affekttheorien usw., da würde ich völlig übereinstimmen. Aber ich würde dann sagen, da brauchts die Disziplinen, um das zu bearbeiten. Wenn das jemand ganz immanent denkt, dann ist es eines dieser Probleme von Disziplinen.

Wolf Schünemann

Ja ich würde gern noch einen anderen Punkt ansprechen, in Anlehnung an das, was Herr Lindl als Bedarf in den Geschichtswissenschaften herausgestellt hat. Ich denke, wir erreichen einen hohen Grad an Transdisziplinarität in dem aktuellen gemeinsamen Begehren nach Daten und nach großen Datenbeständen. Ich sehe dabei verschiedene Herausforderungen für alle Disziplinen, die ich ansprechen will. Zum einen sind dies Herausforderungen, die aus dem datengetriebenen Wissenschaftsbetrieb heraus artikuliert werden und sich teils geradezu als Ablösung klassischer theoriegeleiteter Forschung und wissenschaftlicher Methodik inszenieren (s. etwa Wired-Chefredakteur Anderson, zit. nach Sowa 2017). Ich schätze diese Herausforderung nicht als gravierend oder gar existenziell gefährdend ein. Da sie aber etwas aus den Bereichen der Data Science, Computational Social Science, vielleicht auch den Digital Humanities mitunter gegenüber den »alten« Disziplinen formuliert wird, sollten wir darauf reagieren können. Dieses gemeinsame

Begehren nach Daten freut vielleicht zunächst zum Beispiel Marcus Müller, der weiß, wie man große Datenbestände analysiert, aber ich denke, er weiß sofort auch, dass da immer noch andere sind, die noch größere Datenspeicher haben und auch andere, vielleicht noch ausgefeiltere Verfahren, um sie zu analysieren. In diesem Zuge wird konkret behauptet, dass durch einen rein kumulationsbasierten, dezidiert theoriearmen bis theorie-negierenden Ansatz Ergebnisse hervorgebracht und die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung verbessert und »evidenzbasiert« hervorgebracht werden können. Ich denke, mit dieser Herausforderung müssen wir uns beschäftigen, insbesondere dadurch, dass wir uns kritisch-reflexiv mit den eingesetzten Verfahren auseinandersetzen. Wir sollten und dürfen als WissenschaftlerInnen die informationelle Unmündigkeit in Zeiten digitaler Tools, die wir allenthalben wahrnehmen, nicht auf höherer Abstraktionsebene replizieren. Wenn wir nicht wissen, was die Algorithmen machen, die wir einsetzen, wenn wir auch in unseren nicht primär technisch geprägten wissenschaftlichen Umfeldern gar nicht verständlich und intersubjektiv nachvollziehbar machen können, was diese Tools eigentlich tun, sollten wir sie nicht einsetzen.

Auch müssen wir uns gerade im Kontrast zu den puren Datensammlern natürlich die Frage stellen: Was wollen wir eigentlich mit den ganzen Daten? Ich denke, das gilt auch für die Historiker, die die Zweckbestimmung womöglich ein bisschen aufschieben können – es geht zunächst um die Sammlung. Die Fragen an das Material werden aus der zeitlichen Distanz gestellt. Dennoch spielt der Datenschutz mit Blick auf die Daten, an die wir alle irgendwie »ran« wollen, eine große Rolle. Das, was Sie, Herr Lindl, soeben skizziert haben, ist ja im Grunde eine in die Zukunft getragene Vorratsdatenspeicherung, eine gleichsam sehr langwierige Vorratsdatenspeicherung. Gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Datenschutzskandale, insbesondere Cambridge Analytica sollten wir uns folgende Fragen stellen: Zum einen, was folgt daraus für die Datenverfügbarkeit? Ich denke, eine Reaktion auf den Skandal wird darin bestehen, dass eine wesentliche Schnittstelle für die Forschung in sozialen Medien jetzt tendenziell geschlossen wird. Natürlich gibt es dagegen Widerstand, zum Teil gewiss berechtigt. Die Haltung aus ForscherInnenperspektive ist: Wenn auch kein anderer darf, wir müssen doch dürfen. Entsprechend werden Forderungen gegenüber den Betreibern, aber auch dem Gesetzgeber artikuliert: Wir sollten doch dürfen. So schmeichelhaft diese privilegierte Stellung für die Forschung auch sein mag, die sich in diesen Forderungen erkennen lässt, sollten wir uns doch fragen: Sollen wir überhaupt dürfen? Warum sollen wir eigentlich den Stammtisch erfassen dürfen, den die Geheimdienste aus guten Gründen nicht erfassen dürfen? Auch die Fragen müssen wir uns stellen.

Willy Viehöver

Ich habe jetzt noch zwei Wortmeldungen, vielleicht können wir die auch zusammenlegen und dann jedem noch mal die Möglichkeit zum Schlussstatement geben.

Christiane Hof

Ich bin jetzt auch etwas unsicher, ob ich da noch anschließen kann, weil ich woanders war. Ich war nochmal bei diesem Thema Interdisziplinarität und eigentlich ging es um

Diskursforschung, um die Interdisziplinarität der Diskursforschung und ich war jetzt ein bisschen baff, speziell Reiner bei dir, über dieses starke Betonen der Disziplinen. Ich glaube, das ist wichtig für Karrieren. Das muss man sehen und das muss man aber vielleicht an der Stelle auch trennen. Ich fand eigentlich dieses, was Sie gesagt hatten, mit der Problemorientierung – Sie hatten ja einen Gegensatz gemacht, zwischen Disziplinen, Aufwachsen in Disziplinen oder so und haben problemorientiert gearbeitet. Ich glaube, wenn man die Diskurstheorie oder die Diskursforschung denken will, müssen wir sie vielleicht eher transdisziplinär denken und dann ist es vielleicht hilfreich, wenn wir an diesem Konzept der – ich weiß nicht, ob da wirklich jetzt Problemorientierung der richtige Begriff ist oder sagen wir, es geht um Gegenstände – aber jedenfalls nicht disziplinär denken. Und dann könnte man an der Stelle vielleicht noch mal, wenn man auffordert weiterzudenken, was Rainer Diaz-Bone vorhin gesagt hatte, nämlich diese Methodologisierung aber auch noch mal Diskurstheorie und was heißt eigentlich Diskurstheorie aus der disziplinären Perspektive? Vielleicht wäre das auch ein schönes Sonderheft, was man machen könnte, aus unterschiedlichen Disziplinen der Blick auf den Diskurs. Wäre vielleicht hilfreich und erhellend. Aber ich glaube man muss an der Transdisziplinarität festhalten, weil sonst kann man nicht sagen, wir brauchen auch die Geschichtler und Linguistiker, sonst ist nur die Soziologie.

Reiner Keller

Das war vielleicht ein Missverständnis. Also ich meinte damit nur, wir brauchen als Ausgangspunkt – ich würde sagen es gibt einen Vorteil, wenn man einen disziplinären Ausgangspunkt hat. Das heißt nicht, dass jetzt komplett Diskursforschung Soziologie sein sollte, oder so etwas. Aber wenn ich im Grunde von einem – also wenn ich Disziplinen begreife als einen konzentrierten Vermittlungszusammenhang von Methoden, Entwicklungen, Diskussionen, der das auf sich irgendwie beziehen kann, und zwar in einem sehr breiten Spektrum. Also die Methoden, die Theorien aus der Soziologie, Bourdieu – bitte welche Disziplin auf der Welt, die jetzt nicht harte Naturwissenschaft ist, nutzt nicht Bourdieu? Und Bourdieu hat sich ja auf Philosophie und auf alles Mögliche bezogen, aber es wird – als soziologische Theorie ist es in die Welt gekommen und es ist gewissermaßen über 20 Jahre, 30 Jahre prozessiert worden. Das ist längst nicht mehr eine soziologische Theorie in dem Sinne. Das ist ja nicht so, als wäre es nur dafür zur Verfügung gestellt, aber die Intensivität einer solchen Entwicklung, glaube ich, die braucht im Grunde auch solche disziplinären Kontexte, von denen aus man – deswegen sind wir ja hier – Diskurs aus verschiedenen Perspektiven angehen, Fragen einbringen kann, die ganz unterschiedlich sind. Ich glaube, die brauchen solche Hintergründe.

Christiane Hof

Aber, ist das nicht – das hat jetzt was mit individueller Sozialisation oder individueller Wissenschaftsentwicklung zu tun und da ist möglicherweise disziplinäre Verortung erst mal gut. Genauso wie es für Karrieren... man diesen Blick dann wieder haben muss, pragmatisch scheinbar, und das andere wäre aber, dass Diskurs irgendwo anders angesiedelt ist, oder die Diskursforschung.

Reiner Keller

Ja, ja.

Willy Viehöver

Jetzt zunächst einmal Herr Felder und sein Nachbar Herr Schünemann und dann machen wir eine Schlussrunde.

Ekkehard Felder

Ja, ich wollte nur noch zwei Sätze sagen. Also grundlegend bei den Disziplinen ist die Wissens- und Kompetenzsicherung. Wir würden uns ja eigentlich für die Zukunft diese Basis nehmen, wenn wir diese Disziplinausbildung nicht mehr hätten. Das schließt aber nicht das aus, was du, Alexander Ziem, gesagt hast, dass es natürlich auch Phänomene gibt, die eben nicht zu den Disziplinen passen. Und da würde ich gern doch noch mal – dafür haben wir natürlich jetzt keine Zeit – darauf zu sprechen kommen, wovor wir uns drücken. Also ich bin mir sicher, ich weiß schon jetzt, wie die nächste US-Präsidentenwahl ausgeht; der Sieger wird Trump heißen. Ich kann das deswegen mit Sicherheit behaupten, weil Trump hält, was er versprochen hat. Und alle Trump-Kritiker glauben überprüfen zu können, ob seine politischen Maßnahmen wirken oder nicht. Aber das spielt überhaupt gar keine Rolle. Es geht eigentlich nur um ein Einlösen eines Versprechens, und das hat er bis jetzt mehr oder weniger gemacht und den Stiefel wird er auch weiter durchziehen. Insofern sind wir mit unseren Diskursherangehensweisen, mit unseren Diskursmethoden völlig überfordert. Das halte ich für wesentlich – das habe ich vorher schon gesagt, ich wiederhole es nochmal, *ceterum censeo* – da müssen wir dringend darauf reagieren, weil wir diesbezüglich am Ende unseres Lateins sind.

Wolf Schünemann

Ja also ich würde gerne reagieren. So wie ich es nicht als meine Aufgabe verstehe Trump zu verhindern – so gerne ich es würde –, habe ich mich bislang auch nicht als Rationalisierer verstanden. Sie würden aber wahrscheinlich mit guten Argumenten sagen, dass ich schon ein Rationalisierer sei, aber auf einer anderen Ebene, denn eigentlich – und so habe ich auch die Diskursforschung wahrgenommen und auch eingesetzt – habe ich meine Leistung bisher darin gesehen, Rationalisierungsstrategien zu hinterfragen und zu untersuchen. Gerade in dem Bereich, den Sie angesprochen haben, gerade in den Fällen, die Sie aufgegriffen haben, lassen sich sehr eindrücklich solche Rationalisierungsstrategien identifizieren und analysieren. Groß gesprochen, würde ich die gesamte Diagnose des sog. »Postfaktischen« als eine Rationalisierungs-, ja Bewältigungsstrategie gegenüber irritierenden politischen Ereignissen des Jahres 2016 verstehen. Diese Bewältigungsstrategie macht ihre Parteilichkeit schon dadurch deutlich, dass es immer die Anderen (die Brexiteers, die Trump-Anhänger) sind, die in einem postfaktischen Zeitalter leben oder zumindest diesen Tendenzen unterliegen. Damit ist zumindest die zeitdiagnostische Formel von einem neuen Zeitalter unangebracht. Genau dieses Muster von Irritation und Bewältigung habe ich schon zuvor beobachtet, nämlich gerade wenn die EU-Integration in direktdemokratischen Entscheidungen auf nationaler Ebene Niederlagen erlitten

hatte. Ich habe verschiedene dieser Fälle in der Vergangenheit untersucht (Schünemann 2010, 2013, 2014). Das Brexit-Referendum und seine Bewertung zeigen exakt dieselben Muster. Wir haben es mit einem ähnlichen Reflex zu tun, der aber noch einmal viel höher skaliert. Plötzlich sprechen wir weltweit über »Post truth«, das »Postfaktische«, weil zum Brexit auch noch die Wahl Donald Trumps hinzugekommen ist, der vor der Wahl und weiterhin viel und gern twittert.

Im Übrigen möchte ich noch erwidern, dass ich für mich als Wissenschaftler und für die Disziplinen, in dem derzeit grassierenden sog. Populismus keine Herausforderung sehe. Als Bürger und politisch Interessierter durchaus, aber nicht für die Wissenschaft selbst, auch nicht, weil man als Wissenschaftler auch irgendwie zu diesen Experten zählt, die pauschal als Establishment kritisiert und deren Aussagen abgetan werden. Anders ist es aus einer Perspektive auf die Politik- und Demokratieentwicklung. Hier würde ich Herrn Felder Recht geben. Auch hier ist es gar nicht so sehr die Existenz des Populismus selbst, sondern – hier wieder das Stichwort – seine Skalierbarkeit, die zum Problem geworden sein könnte. Es ist eine Mischung aus dem Populismus, populistischen Kommunikationsstrategien, mit eben der sog. »connective action« (Bennett/Segeberger 2013), die möglich wird über soziale Netzwerke. Da sehe ich viel zerstörerisches Potential, das untersucht werden sollte.

Willy Viehöver

Vielleicht können wir jetzt dann zum informellen Teil des Abends übergehen?

Felicitas Macgilchrist

Und ein sehr kurzes Schlusswort von mir: Ich würde gerne auf etwas zurückkommen, was Sie vorhin zur Diskurskontrolle und Diskursivierung erwähnt haben: Zur Diskursstrukturierung. Ist es nicht eigentlich so, dass die Diskursforschung insgesamt bereits »gewonnen« hat? So viele Forschende diskutieren aktuell darüber, wie der Diskurs strukturiert wird, wer (oder was) die Kontrolle über Wissen, Information, fake news usw. hat und hält. Sie nutzen das Wort »Diskurs« nicht, aber eigentlich forschen sie ganz explizit zum Diskurs und nehmen eine genuin diskursforschende Perspektive ein!

Willy Viehöver

Schönes Schlusswort!

Literatur

- Bennett, W. L./ Segerberg, A. (2013): *The Logic of Connective Action. Digital Media and the Personalization of Contentious Politics*. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge Studies in Contentious Politics). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1017/CBO9781139198752>.
- Lindl, S. (2002): *Klischee und Klio. Über das Konstruieren der Geschichte*. Univ. Diss. Bremen.
- Lindl, S. (2004): *Die Gestalten des Zeus. Von der Unmöglichkeit gesellschaftlichen Wandels*. Wien: Passagen.

- Lindl, S. (2015): Schrift und Doxa in den Social Media. Annäherungen an ein Quellenkorpus. In: Häberlein, M./ Paulus, S./ Weber, G. (Hg.): Geschichte(n) des Wissens. Festschrift für Wolfgang E. J. Weber zum 65. Geburtstag. Augsburg: Wissner, S. 85–98.
- Lindl, S. (2017): Der Umgang mit dem Gewordenen. Signifikanten-Interaktionsanalyse (SIA). Wien: Passagen.
- Schünemann, W. J. (2010): Wieder ein Sieg der Angst? Das zweite irische Referendum über den Lissabon-Vertrag in der Analyse. In: *integration*, 33(3), S. 224–239.
- Schünemann, W. J. (2013): Der EU-Verfassungsprozess und die ungleichzeitige Widerständigkeit gesellschaftlicher Wissensordnungen – exemplarische Darstellung eines Ansatzes zur diskursanalytischen Referendumsforschung. In: *Zeitschrift für Diskursforschung*, 1(1), S. 67–87.
- Schünemann, W. J. (2014): *Subversive Souveräne: Vergleichende Diskursanalyse der gescheiterten Referenden im europäischen Verfassungsprozess*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sowa, A. (2017): *Digital Politics. So verändert das Netz die Demokratie: 10 Wege aus der digitalen Unmündigkeit*. Bonn: Dietz.